

**Max Frisch: *Der andorranische Jude***

Dieser Text von Max Frisch (1911-1991) stammt aus dem „Tagebuch 1946-1949“<sup>1</sup>. Max Frisch benutzte diese Skizze als Vorlage zu seinem späteren Stück Andorra (1961).

Frisch bereiste 1946 Deutschland und wollte in einer fiktionalen Situation etwas über die Beweggründe schreiben, die in Deutschland zur Hekatombe geführt hatten, in vorliegendem Fall über die Intoleranz. Indem er den Text als eine Art modellhafte Parabel gestaltet, gibt er ihm einen viel breiteren Bedeutungsradius.

Für Frisch heißt schreiben: „sich selber lesen“ (T, S. 361). Die subjektive Sicht ist in allen Texten des Autors ausschlaggebend, wenn auch durch verschiedene erzählerische Mittel vermittelt. Er beschäftigt sich mit sich selbst und mit dem, was er sieht: der Einseitigkeit der Bilder, der Stellungnahmen; er zieht Vergleiche zwischen der Situation vor und nach 1945. Er sieht, wo es beim Menschen fehlt.

Dazu kommt die Unmöglichkeit, dem Inneren, dem Wesentlichen durch Sprache Ausdruck zu verleihen, da es sich nicht fassen läßt, man kann nur „darum herum schreiben“ (T, 379). Die Skepsis der Sprache gegenüber wird erhöht durch die Meinung, daß jedes Wort gleichzeitig falsch und wahr sei. Die Frage bleibt, wann es das eine, wann das andere sei. Die Sprache ist kein vollkommenes Instrument: Diese Ansicht teilt er mit vielen anderen Autoren (denken wir an Hofmannsthal, an Robert Walser, an Ingeborg Bachmann).

In seinen Werken beschäftigt er sich mit der Frage nach dem wirklichen Leben.<sup>2</sup> Das Ich steht vor dem Anderen, subjektiv oder kollektiv. Andreas Schäfer schreibt: „Manche der in den eingestreuten Geschichten auftretenden Figuren stehen vor dem existentiellen Problem, ihre Identität in den Interaktionen mit der Umwelt verformt zu sehen. Sie erleben sich als unaufrichtig im Umgang mit den anderen, solange sie sich nach deren Erwartungen richten, ansonsten vom Kontakt mit der Umwelt ausgeschlossen.“<sup>3</sup>

Versuchen wir zu sehen, was für Leseinstruktionen dieser Text dem heutigen Leser gibt. Vergessen wir aber nicht, daß er 1946 geschrieben worden ist, als Deutschland und Europa in Trüm-

---

<sup>1</sup> Als ein Eintrag von 1946 in: Max Frisch: *Gesammelte Werke in zeitlicher Folge, Band II.2*, Frankfurt/M. 1976, S. 372-374.

<sup>2</sup> Vgl. mit der Aussage von Susanne Breier: „Bezeichnenderweise wird der Akzent in Frischs Œuvre mehr auf das Aufzeigen bzw. Bloßstellen der ‚Unwirklichkeiten‘ des menschlichen Daseins gelegt“, in: Susanne Breier, *Suche nach dem wirklichen Leben und eigentlichen Ich im Werk von Max Frisch*, Bern 1992, S. 101).

<sup>3</sup> In: Andreas Schäfer, *Rolle und Konfiguration. Studien zum Werk Max Frischs*, Frankfurt/M. 1989, S. 107.

mern lagen. Frisch erscheint als Schweizer unbeteiligt, (er hat nicht am Krieg teilgenommen), zugleich aber als tief beteiligt. Dieser Dualismus prägt seinen Blick auch in diesem Text.

Der Titel bringt einen Erwartungshorizont mit sich: Wir erwarten einen Juden (mit der historischen Last, die diesem Wort innewohnt/e), der in Andorra lebt. Jude sein heißt einer Minderheit angehören, seit Jahrtausenden auf der Flucht zu sein, verfolgt zu sein wegen der Rasse oder der Religion. Andorra hat nichts mit dem gleichnamigen Kleinstaat zu tun, „Andorra ist der Name für ein Modell“, schreibt Frisch zu seinem Stück „Andorra“. Es ist also weder die Schweiz noch Deutschland gemeint, noch irgendein Land, sondern alle Regionen, in denen Menschen miteinander leben. Es handelt sich um keine konkrete geschichtliche Situation. Das Beschriebene kann überall geschehen, in Groß- wie in Kleinstaaten. Der Kleinstaat Andorra soll den Leser daran hindern, den Inhalt bloß auf das nationalsozialistische Deutschland zu beziehen.

Dem Ton nach scheint dieser Text ein Bericht zu sein. Der Erzähler scheint außerhalb des Geschehens zu sein, er nimmt die Haltung eines auktorialen Erzählers (nach Stanzel) ein. Er beruft sich oft auf die Meinung der anderen: „den man für einen Juden hielt“ (*Vom Nullpunkt zur Wende...*, S. 198), „mit den Andorranern, die in ihm den Juden sehen“ (S. 198), „wie auch die Andorraner wissen“ (S. 198). Er kennt das Innere und das Äußere der Figuren, scheint sich aber zurückzuziehen, scheint bloß unbeteiligt berichten zu wollen. Aber von Anfang an signalisiert er durch das Wort „vermeintlich“, daß die von den Andorranern vertretene Meinung nicht als bare Münze genommen werden kann. Dieses Wort nimmt also das Ende des Textes vorweg. Nichts, was berichtet wird, ist mit dem Zeichen der Wahrheit versehen. Jude sein heißt für die Bevölkerung „dem fertigen Bildnis“ zu entsprechen, d.h. *alle* Juden entsprechen dem Bildnis, haben die gleichen Eigenschaften, auch der junge Mann. Der größte Teil des Textes beschäftigt sich mit der Auflistung einiger als ‚typisch‘ zugeschriebener Eigenschaften des Juden und wie der junge Mann dazu steht.

Was ist ein Jude? Er hat kein Gemüt und verfügt über einen scharfen Intellekt. Die nächsten Eigenschaften werden ausführlicher dargestellt: sein Verhältnis zum Geld (6 Zeilen) und zum Vaterland (17 Zeilen). Es ist klar, der Autor möchte diese Eigenschaften als nicht nur jüdisch betrachtet wissen, wie später zu sehen sein wird.

Langsam, prozessual also, verinnerlicht der junge Mann die ihm zugesprochenen Eigenschaften. Er „prüfte sich“ (S. 198) und sah, daß er sich für Geld interessierte; und daß er nicht die gleiche Haltung dem Vaterland gegenüber hatte wie die anderen. Er bemerkte, die anderen hatten recht, er hatte jene Eigenschaften. Er ist zum Außenseiter gemacht worden. Es handelt sich also um einen Prozeß der Verinnerlichung von Diskursen von außen. Alle diese Eigenschaften sind miteinander verbunden, bilden eine Einheit, sie sind nicht autonom. Ein Jude hat kein Gemüt, ist schlau mit dem Geld, kennt kein Vaterland, damit sein Geld besser „gedeihen“ kann. Er macht alles mit einem Hintersinn, ihm ist also nicht zu trauen. Der junge Mann akzeptiert sein ‚Anderssein‘, also der zu sein, den die anderen in ihm sehen wollen. Er ‚hat‘ alle ihm zugesprochenen Eigenschaften. Man

sah nicht „ihn“, nur das fertige, erstarrte Bildnis. „Offenbar hatten sie recht“ (S. 199), der Prozeß der Akzeptanz ist zu Ende, der junge Mann *ist* ein Jude – wie ihn die Andorraner sich vorstellen. Es ist ein Hinweis auf das Exemplarische der Beispiele und des Prozesses der Verinnerlichung. Es könnten andere Beispiele dargestellt werden, das Berichtete ist aber klar genug, man kann zum nächsten Abschnitt des Textes übergehen.

Es folgen zwei kurze Zeilen, im Kontrast zum restlichen Korpus des Textes, um die Aufmerksamkeit des Lesers auf den Inhalt zu lenken: „Die meisten Andorraner taten ihm nichts“ – die meisten bedeutet, daß einige es doch getan haben. „Also auch nichts Gutes“ – was ganz gegen die christliche Lehre, auf welcher unsere Zivilisation beruht, verstößt. Es wird auf Gleichgültigkeit hingedeutet.

Dann wird auf einen dritten Typ der Andorraner hingewiesen: nach der Mehrheit („meisten“) und den Anderen werden die erwähnt, die ihn bewundern, weil er ein Jude ist, also nicht wegen seiner Identität, sondern wegen des durch ihn Repräsentierten. Auch wenn sie ihm gegenüber tolerant sind, ihn mögen, ihn nicht verfolgen, nicht gleichgültig sind, sind sie dem Zeichen verhaftet. Der einzige Unterschied ist, daß sie das Zeichen positiv bewerten statt negativ wie die meisten. Es scheint also keine „guten“ Andorraner zu geben, alle scheinen dem Zeichen verfallen zu sein. Niemand scheint die Individualität des Jungen zu akzeptieren oder zu erkennen.

Der Jude wurde getötet: auf grausame Art, die Wiederholung des Wortes bekräftigt die Aussage. Also nicht die Tatsache, daß er getötet worden ist, stört die Andorraner, sondern die unmenschliche Art der Tötung. „Man redete lange davon“: wieder eine kurze Zeile, als Kontrast zu der nächsten kleinen Zeile, „Man redete nicht mehr davon“: Jetzt will man schweigen, verdrängen, darüber hinwegsehen, weil der Getötete in Wirklichkeit kein Jude war, wie sich später herausstellt, bloß ein Findelkind. Damit waren die zugeschriebenen negativen Eigenschaften der Juden, die die Andorraner im Jungen sahen, nach der eigenen Logik in allen Andorranern gegeben, in diesem Sinne waren sie alle Juden, waren alle Verräter wie Judas. Daran wollten sie nicht erinnert werden, man schwieg und versuchte zu vergessen.

Jetzt kommt eine andere Frage: Wie steht es mit dem Erzähler? Was sagt er dazu? Zunächst verrät er seine Position, er ist auch ein Andorraner. Sehen wir folgende Ausdrücke: „[...] aber nicht ein Vaterland wie wir“ (S. 198) und „ein Andorraner wie unsereiner –“ (S. 199). Seine anscheinend neutrale Erzählposition ist eine Tarnung, er selber war am Prozeß als Andorraner mitbeteiligt. Nur schreibt er, anstatt zu schweigen, diese Parabel, er bekennt sich eigentlich schuldig. Das ist der Unterschied zu den anderen: Sie schwiegen, er redet, auch wenn in teilweise getarnter Form. Welchem der drei Typen gehört er an? Vielleicht dem dritten, aber auch so bleibt er nicht ohne Schuld: Keiner kommt schuldlos davon.

Man könnte gleich vorweg sagen, daß nicht einmal die Intellektuellen, die vielleicht besser gesehen haben, schuldlos sind. Niemand ist schuldlos, nicht einmal dieser vermeintliche Jude: Er ist

schuldig, weil er sein Ich negiert hat, statt dessen ein Fremdbild verinnerlicht hat und danach gelebt hat. Er hat keine Kraft gehabt, sich von der angetragenen Rolle zu emanzipieren und nach seinem Ich zu leben. Er ist überhaupt nicht kritisch, genau wie die anderen Andorraner: Sie alle leben nach dem Bild, das die anderen von ihnen haben. Die Marginalität des jungen Mannes, sein Anderssein, es ist falsch, er macht sich schuldig, einem Bild zu entsprechen. Falsch ist die Haltung, alles Andersartige in einem Bild erstarren zu lassen, statt es als solches zu akzeptieren. Es scheint alles schuldig zu sein, auch die Wörter, die als Instrument der Rollenzuweisung benutzt worden sind. Stereotypen werden ja von Wörtern getragen und müssen falsch sein, weil sie das Wesentliche verfehlen.

Unmittelbar nach diesem Text schreibt Frisch in seinem „Tagebuch 1946-1949“:

„Du sollst kein Bildnis machen, heißt es von Gott. Es dürfte auch in diesem Sinne gelten: Gott als das Lebendige in jedem Menschen, das, was nicht erfaßbar ist. Es ist eine Versündigung, die wir, so wie sie an uns begangen wird, fast ohne Unterlaß wieder begehen – Ausgenommen wenn wir lieben.“

Wenn wir die Wirklichkeit (Welt, Menschen usw.) auf ein Bildnis reduzieren, sündigen wir, weil wir das Wesentliche nicht mehr sehen, sondern das Bildnis, ein von außen hergestelltes Bild, das das Ich, die Individualität eines Menschen nicht berücksichtigt, sie verdrängt. Man toleriert nicht das Ich des anderen, besonders dann nicht, wenn es Züge vom Anderssein in sich trägt. „Jude“ ist hier in dieser Parabel nur ein Exemplum, das damals sehr aktuell war, man kann es aber austauschen (z.B. gegen Künstler, AIDS-Kranker, Zigeuner, Drogensüchtiger, Ausländer, usw.), es gibt ja so viele Leute, die Zeichen der Verschiedenheit tragen und die nicht von der Allgemeinheit als solche angenommen werden. Man produziert ständig Bildnisse. Man denkt lieber in Kategorien, die leichter zu ordnen sind als einzelne Menschen. Diese Stereotypen sind kollektive „Mauern“, durch Sprache vermittelt, hinter denen man sich kollektiv verborgen und geborgen fühlt. Man braucht nicht mit der unheimlichen Offenheit und Vielfalt des Ichs konfrontiert zu werden. Man übersieht dabei, daß man die Sprache verliert, man „wird gesprochen“ statt selbst zu sprechen. Wenn die Sprache individuell bleiben soll, so darf es keine Bildnisse geben. Weder einem kollektiven Gegenüber (z.B. einem Volk, einer Rasse, usw.) noch einem individuellen Ich gegenüber, etwa der Person, die wir lieben oder einem Freund.

Die Problematik des Bildnisses und der Identität in den Werken von Frisch ist allgegenwärtig. Denken wir an Stiller, der behauptet, er sei nicht Stiller; oder Walter Faber („Homo Faber“), der sich hinter Bildnissen, fertigen Sehweisen versteckt; oder an „Mein Name sei Gantenbein“. Im „Stiller“ kann man lesen: „Daß einer mit sich selbst identisch wird. Andernfalls ist er nie gewesen“. Der junge Mann ist nicht mit sich selbst identisch geworden. Die Andorraner benutzten Bildnisse (also eine kollektive Sehweise), und als sie merkten, daß sie falsch gehandelt hatten, schwiegen sie lieber, als sich zur Schuld zu bekennen. Lieber verdrängen als aufrichtig sein! Wer Bildnisse be-

nutzt, sieht sich wahrscheinlich auch als Teil eines Bildnisses (freilich positiv beladen), ist also nicht mit sich identisch. Solche haben kein Selbst. Man muß sein Selbst, seine Schuld und gleichzeitig das Selbst der Anderen erkennen. Wir kennen die Geschichte: Nach 1945 wollte man in Westdeutschland nicht mehr davon reden, weil jeder mitschuldig war und das nicht anerkennen wollte. Wir kennen die Situation vor und nach dem Krieg in Deutschland, in Österreich, in der Schweiz, überall. Und überall stoßen wir auf Schuldige, es gibt ja keine Unschuldigen. Weder in Andorra noch anderswo.

Ähnliche Situationen sind vielerorts zu finden, auch beim Leser. Im „Tagebuch“ schreibt Frisch: „In gewissem Grad sind wir wirklich das Wesen, das die anderen in uns hineinsehen, Freunde wie Feinde“ (T, 371). Man braucht nur die Zeitung aufzuschlagen, die Tagesschau anzusehen. „Andersartigkeit“ wird nicht gerne gesehen. Um der Ordnung willen ist es nötig zu klassifizieren. Und dazu sind Bildnisse die geeignetsten Mittel. Der andorranische Jude im Stück „Andorra“ heißt nicht von ungefähr Andri.

Der Erzähler hat doch den Mut zum Selbstbekenntnis gehabt, wenn auch in getarnter Form. Er sieht sich auch im Spiegel. Er hat erkannt – und das ist „die einzige wirkliche Erlösung des Menschen“.

Stand: 15.7.2000

Gonçalo Vilas-Boas lehrt als Professor für Germanistik an der Universität von Porto in Portugal.